

UMSCHAU UND KRITIK

FRITZ MIERAU: 35 JAHRE SLAWIST IN OSTBERLIN

Für meinen Vater Georg Mierau

Wer 1952 an der Berliner Humboldt-Universität Slawistik zu studieren begann, der tat es weniger linguistischer, völkerkundlicher oder literaturgeschichtlicher Interessen wegen und schon gar nicht, um etwa europäische Geistesgeschichte zu treiben. Ihm winkte der Beruf eines Russischlehrers für die höheren Klassenstufen oder – und das war das limitierte Diplomandenstudium – eine Tätigkeit als Mittler zwischen den Sprachen. Das war bis in die Linguistik hinein hochpolitisiert. Man bedenke, es war Stalins letztes Jahr, und er hatte sich noch zu den Fragen der Sprachwissenschaft geäußert, was selbstverständlich Pflichtlektüre war.

Dennoch bekam man in Berlin eine gründliche Ausbildung im Altkirchenslawischen, studierte seinen Leskien und hörte ausführlich Geschichte der russischen Sprache bei Hans-Holm Bielfeldt, der vom Grimmschen Wörterbuch über die Pädagogische Hochschule Potsdam an die Humboldt-Universität gekommen war, hier das Slawische Institut leitete und vorher das Institut für Slawistik an der Akademie gegründet hatte.

Für die Literatur muß ich zunächst wenig Neigung gezeigt haben, denn ich belegte außer einem Tanzkursus in einer Privatschule am Ostkreuz an der Volkshochschule Buchführung und Elektrotechnik. Das hing zweifellos damit zusammen, daß mir noch bis in das dritte, vierte Semester hinein eine Arbeit als Auslandskorrespondent in der Wirtschaft vorschwebte, wo und wie im einzelnen, war natürlich völlig

unklar. Diese Vorstellung war geprägt vom Vorbild meines Vaters, der in einer kleinen Kreisstadt in Sachsen zwischen Leipzig und Dresden Geschäftsführer des EDEKA-Großhandels war, der dort noch bis in die Mitte der fünfziger Jahre existierte.

Es wird die Souveränität gewesen sein, mit der mein Vater den Kreis Döbeln mit Mehl, Zucker, Kunsthonig, Ersatzmarmelade, Nudeln, aber auch Schuhkrem und Schnürsenkeln belieferte, die mich das Wirtschaftliche mit dem Sprachlichen kombinieren ließ. Er war es auch, der bei seiner Rückkunft aus Schwarzenberg im Erzgebirge (über das Stefan Heym seinen Roman geschrieben hat) 1945 seiner Familie – meiner Mutter, meinen beiden Schwestern und mir – Russischunterricht verordnete, kann man sagen, und dafür einen Brückenbauingenieur in Döbeln ausfindig machte, der im 1. Weltkrieg in Rußland Zivilinternierter gewesen war. Mein Vater war sicher, daß die sowjetische Armee lange für diese Zone entscheidend bleiben würde und daß man sich bemühen müsse, das Land, aus dem die Armee gekommen und in dem er selbst als Offizier der Wehrmacht gewesen war, zu begreifen. Er gehörte zu den Gründungsmitgliedern der Gesellschaft zum Studium der Sowjetkultur in Döbeln.

Und so gingen wir vier regelmäßig zu Herrn Drescher, der uns in die Anfangsgründe des Russischen einweihte. Russischunterricht an der Schule kam erst viel später, der Vorsprung war günstig,

ich schrieb mit Hingabe kleine russische Aufsätze, was ich jetzt nicht wagen würde.

Daß dann Berlin der Ort meiner Universitätsstudien wurde, hängt auch mit meinen Eltern zusammen. Eigentlich hätte Leipzig nähergelegen. Meine Mutter war in Berlin geboren, mein Vater hatte in Berlin in den zwanziger Jahren bei der Bank gelernt. Alle unsere wenigen Verwandten lebten in Berlin. Verbindung gab es nicht, und ich war der erste, der sie wieder suchte: geheimnisvoll besonders die beiden Frauen des verstorbenen Bruders meines Vaters, Tante Mädy, die am Kurfürstendamm einen Modesalon hatte, und Tante Adrienne, die lange Zeit das Kinderballett der Deutschen Oper Berlin leitete. Tante Mädy besuchte ich gleich 1952 und trug eine Weile das Oberhemd, das sie mir schenkte. Tante Adrienne trafen wir erst 35 Jahre später, über achtzigjährig, um ihr die »Russen in Berlin« zu schenken, denn sie gehörte zu den Petersburger Deutschen, die nach 1917 Rußland verließen.

Als ich 1952 nach Berlin kam, war es nicht zum ersten Mal. Ich hatte sowohl am Deutschlandtreffen der Jugend und Studenten 1950 als auch am Weltjugendfestival 1951 teilgenommen, 1951 allerdings nur noch formal, weil ich gleich bei meinem ersten Besuch in Westberlin, was verboten war, von den Kontrolleuren auf Ostberliner Seite erwischt worden war und die drei Tage ohne Ausweis in unserem Quartier in Oberschöneweide verbringen mußte. In Döbeln kümmerte sich dann niemand mehr darum, ich lebte ohne FDJ-Ausweis weiter.

Slawistik-Studium in Ostberlin bedeutete damals, daß man nur slawistische Fächer belegen durfte, Philosophie oder Geschichte dazuzunehmen, war nicht möglich. So trieb ich also Russisch im Hauptfach, Tschechisch und Bulgarisch im Ne-

benfach. Vom Bulgarischen ist wenig geblieben außer vielleicht die Erinnerung an Professor Stantschew, der Goethe in Bulgarien erforschte und bei imponierender Leibesfülle ein leichtfüßiger Tänzer war: Er brachte uns den Choro bei. Dafür bescherte mir das Tschechische die Freundschaft mehrerer ausgezeichneten Prager Männer, die auf dem denkwürdigen Slawistenkongreß im August 1968 begann, wenige Tage vor der Besetzung durch die Truppen des Warschauer Pakts, und durch die Zeit ihrer Maßregelung dauerte. Die Freundschaft Miroslav Drozdas, dessen frühen Tod wir beklagen, Zdeněk Mathausers, Jiří Franěks und Vladimir Svatoň.

Daß ich mich nach den beschriebenen Zeiten praktisch-wirtschaftlicher Neigungen doch der Literatur zuwandte, daran hatte der Oberassistent und spätere Prof. Dr. Eberhard Reißner »schuld«. In einem seiner Seminare zur russischen Literatur des 19. Jahrhunderts fesselte mich eine Arbeit zu Ostrowskis »Gewitter«, die ich vorzutragen hatte.

Was dann allmählich mein Arbeitsgebiet wurde, die deutsch-russischen literarischen Beziehungen im 20. Jahrhundert, mutet mich heute dennoch an wie eine Verwandlung der Impulse, die ich aus dem Wirken meines Vaters und der Atmosphäre unseres Hauses auf der Döbelner Bahnhofstraße, die bald nach 1945 Straße der Befreiung hieß, empfing, eine Verwandlung aus dem Wirtschaftlich-Praktischen ins Geistig-Praktische: Je mehr ich mich in die Modalitäten deutsch-russischer Begegnung, vor allem in der Weimarer Republik, vertiefte, desto deutlicher trat bei den Russen eine Gemütsart und Verkehrsform hervor, die ich dann als »welterfahrene Häuslichkeit« bezeichnete, die mir aber als gelebte Wirklichkeit schon in meinem Elternhaus in der sächsischen Kleinstadt begegnet war.

Muße war ein Hauptwort meines Vaters. Er meinte damit durchaus das Ursprüngliche: Verwendung der freien Zeit zu einem bestimmten Zweck, von dem man nicht durch etwas anderes abgehalten werde: ein Bei-sich-Sein, ein Innewerden des erfüllten Augenblicks. Ich vermute heute, daß dies auch im Inneren jener Souveränität wirkte, die wir an dem Geschäftsmann bewunderten. Er machte seine Bilanzen und seine Bestellungen für das neue Quartal mit der gleichen Hingabe, wie er mit uns an den Sonntagen oder in den Ferien und in seinem Urlaub öfter hinauszog nach Klosterbuch, einer Zisterziensergründung, um noch in der Nässe des Morgentaus Himbeeren zu pflücken. Aber genauso im Spätsommer und Herbst zum Ährenlesen und Kartoffelstoppeln. So daß der 55jährige EDEKA-Geschäftsführer mit seinen zwölf, dreizehn und vierzehn Jahre alten Kindern nicht nur in den Läden seiner Kunden im Kreis Döbeln, sondern auch in den Wäldern und auf den Feldern zu Hause war.

Inwieweit das ein Erbteil deutsch-slavischer Berührung im Osten ist – mein Vater stammte aus Königsberg, meine Mutter hat lange Jahre in Breslau gelebt, wo ich auch geboren bin –, wäre bei Gelegenheit zu bedenken. Keine Frage aber, daß unsere Neigung zu dem Schriftsteller Franz Jung u. a. auch darin wurzelt, daß er die – durchaus problematische – Gemüts-wucht des schlesischen Ostens hatte. Doch davon ein andermal. Zurück nach Berlin.

In die Zeit unseres Studiums fielen zwei politische Ereignisse, die uns früh die Instrumentalität, das Dienende, nicht Wertsetzende politischer Strukturen verdeutlichten: der 17. Juni 1953 und der XX. Parteitag mit Nikita Chruschtschows Anklage der Verbrechen Stalins.

Am 17. Juni war ich in einem Praktikum als Übersetzer bei der Zentralstelle für

wissenschaftliche Information, ich hatte sowjetische Buchankündigungen zu übersetzen, z. T. technische Dinge, die ich trotz meiner Bemühungen um die Elektrotechnik kaum verstand. Die Stelle befand sich in dem Vorderflügel der Berliner Staatsbibliothek Unter den Linden. Am 16. abends auf dem Weg nach Hause war ich schon auf dem Alexanderplatz auf heftige Debatten gestoßen, am 17. aber kamen wir nicht auf die Straße, die großen eisernen Tore am Eingang der Staatsbibliothek wurden geschlossen, wir sahen aus den Fenstern.

Der XX. Parteitag der KPdSU fiel in unser letztes Semester. Chruschtschows Geheimbericht konnten wir wohl erst im Frühsommer lesen – ich erinnere mich an die dicke Beilage zu einer der großen westdeutschen Zeitungen, die bei uns die Runde machte. Daß die Geschichte der Sowjetunion und der KP nicht so verlaufen war, wie es im »Kurzen Lehrgang« dargestellt war, hatten wenigstens diejenigen von uns, die sich mit den politischen und literarischen deutsch-sowjetischen Beziehungen befaßten, längst selbst begriffen. Seit dem 5. Semester sah ich die einschlägigen Zeitschriften und Zeitungen der Frühzeit der Weimarer Republik durch. Monatelang saß ich bis in die Abende in der Universitätsbibliothek und blätterte den »Börsen-Courier«, die »Rote Fahne«, die »Vossische Zeitung« und die unendlich vielen Monatsblätter vom »Blauen Heft« und der »Weltbühne« bis zum »Hochland« nach den Spuren der Begegnung durch. Was ich damals fand, ist bis heute nicht bewältigt, das Lesebuch »Russen in Berlin« zehrte in den achtziger Jahren von der Abendlektüre der fünfziger. Damals stieß ich auch zum ersten Mal auf Franz Jung.

Die eigentliche Wegleitung für die Arbeit kam von drei Seiten: 1955 stieß ich auf das Buch »Wesen und Aufgaben der deutschen Slavistik« von H. F. Schmid und

Reinhold Trautmann, Leipzig 1927. Da hieß es auf S. 39: »Werden die deutschen Slavisten bei der Erforschung der sich durchdringenden literarischen Beeinflussungen unter den Slaven häufig sich mit der Rolle des Zuschauers begnügen müssen, so betreten sie ihr eigenstes Gebiet, wenn *Pflege* der deutsch-slavischen Beziehungen in ihr Blickfeld tritt – was bisher überhaupt kaum der Fall war.«

Im Herbst 1955 hörte ich bei Professor Klemperer, dem Romanisten, dessen Buch über die Sprache des Dritten Reiches, »LTI«, das 1947 erschienen war, uns stark beeindruckt hatte, Vorlesungen über den »Einfluß der Romania auf die deutsche Literatur«.

Und im November 1955 schließlich Hans Mayers Vortrag »Deutsche und sowjetische Literatur«, der mich endgültig bestimmte, diese Dinge anzufassen. Auf einen Brief hin bestärkte mich Mayer in dem Vorsatz, und so schrieb ich meine Examensarbeit zum Thema »Die Pflege der zeitgenössischen sowjetrussischen Literatur in Deutschland (Berlin. Anfang der zwanziger Jahre)«.

Seither sind 35 Jahre vergangen.

Die Dimensionen des Gegenstands waren zunächst auch nicht annähernd zu begreifen. Aber auch jetzt ist man ständig am Anfang. Die geplante große Ausstellung »Berlin–Moskau, Moskau–Berlin«, die in der Tradition der Ausstellung »Paris–Moskau« von 1979 stehen wird, verlangt völlig neue Anstrengungen, um diese Dimensionen einigermaßen sichtbar werden zu lassen. Was damals nicht abzusehen gewesen war, was aber im Laufe der Jahrzehnte immer deutlicher hervortrat und nun zu erleben und zu bestehen ist, ist eine Aufgabe, die mit einer bloßen *Rekonstruktion* der Begegnungen und Beziehungen nicht zu bewältigen ist.

Es handelt sich um die Reintegration von etwas Abgespaltenem, Ausgestoßenem.

RUTH FISCHER

STALIN
UND DER
DEUTSCHE
KOMMUNISMUS

Ruth Fischer
Stalin und der deutsche
Kommunismus
2 Bände
zusammen 830 Seiten
Pappband/
Schutzumschlag
DM 78,00
ISBN 3-320-01635-0

Das umstrittene Hauptwerk einer umstrittenen Persönlichkeit aus der kommunistischen Bewegung in Deutschland bestrahlt durch die ungeheure Fülle von Details zur Geschichte der KPD und der Kommintern, insbesondere für den Zeitraum von 1919 bis 1926, in dem Ruth Fischer (1895–1961) längere Zeit Führungsgremien der KPD und der KI angehörte.



Harald Wessel
**Münzenbergs
Ende**

Harald Wessel
Münzenbergs Ende
Ein deutscher Kommunist
im Widerstand gegen
Hitler und Stalin
Die Jahre 1933 bis 1940
418 Seiten
17 Faksimiles
Leinen/
Schutzumschlag
DM 34,00
ISBN 3-320-01743-8

Auch nach über einem halben Jahrhundert ist der Tod des legendären Linken, des deutschen Kommunisten Willi Münzenberg (1889–1940), nicht geklärt. Harald Wessel zieht alle bisher erreichbaren Dokumente heran, um Licht in das Dunkel zu bringen.



Irene Dölling
Der Mensch und sein Weib
Frauen- und Männer-
bilder/Geschichtliche
Ursprünge und Perspektiven
252 Seiten
161 Abbildungen
Leinen/
Schutzumschlag
DM 48,00
ISBN 3-320-01579-6

Warum die stereotypen Vorstellungen von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ entstanden sind, welche Veränderungen sie seit „Adam und Evas Zeiten“ erfahren haben und warum sie heute noch wirksam sind, ist Gegenstand des anregenden, anspruchsvollen und vergnüglichen Buches.

Ihre Bestellung richten Sie bitte an Ihre Buchhandlung oder direkt an den Verlag

Dietz Verlag Berlin GmbH
Postfach 273 · O-1020 Berlin

dietz berlin

Verdrängtem, es handelt sich um die Gewinnung eines geistigen Raums, in dem die nie nachlassende Verlockung zu sozialen Laboratoriumsexperimenten wie zu beschleunigten dirigistischen Lösungen sozialer Probleme, die Verlockung, eine globale menschliche Beholfenheit per Dekret durchzusetzen, ständig kompensiert wird durch territoriale, regionale, »häusliche«, wenn man so will, Geistesgegenwart, eine praktische Geistesgegenwart, die das Spalten, Ausstoßen, Absondern nicht duldet.

Der Konflikt eines Slawisten in Ostberlin, der sich in den vergangenen 35 Jahren mit den deutsch-russischen Beziehungen im 20. Jahrhundert befaßte, bestand darin, daß er in einer Gesellschaft, die ihre Ursprünge stolz auf Abspaltung und Ausgestoßensein zurückführte, sich immer dringender verwiesen fand auf die integrativen Sehnsüchte und Anstrengungen, auf das Welteinheitsdenken, das Ganzheitsdenken der Russen, das selbst noch die Ursprünge der russischen Revolution gespeist hatte.

Wollte man es auf einen Satz bringen, so könnte er lauten: Was die Förderung des Gegenstands erzwang, der Vorrang von Sowjetischem und darin des Russischen, zwang den Geförderten seinem innersten Wesen nach zur Ablösung von den Fördernden.

Es sollte entscheidend werden, dieses Welteinheitsdenken der Russen, wie es uns in ihrer Religionsphilosophie vorliegt, von seiner politischen Vereinnahmung, der Usurpation im Internationalismus der Bolschewiki, der große Teile der russischen Avantgarde so stark beeindruckte, zu befreien, zugleich aber nach Wegen zu suchen, diese radikale Instrumentalisierung abzubauen, also zurückzuholen, was da vereinnahmt wurde – nicht ohne die Drohung solcher Vereinnahmungen stets im Auge zu behalten. Gedäch-

nis gegen Verdrängung. Bis das formuliert werden konnte, etwa in den Bemühungen um die Herausgabe Ossip Mandelstams und Anna Achmatowas Ende der siebziger Jahre, war ein weiter Weg zurückzulegen. Zunächst hatte ich auf die Frage, was wir denn nach dem Studium zu tun gedächten, einen Dreistufenplan entwickelt. Erste Stufe: überhaupt erst einmal etwas Richtiges lernen, deshalb Bewerbung an der Akademie der Wissenschaften. Zweite Stufe: das Wissen weitergeben. Nach zehn Jahren also eine Bewerbung an der Universität. Dritte Stufe: Heraustreten aus dem Rahmen der Universität, Dienst in einem stärker sozial betonten Sinne, vielleicht sogar Lehrer. Hier spielten sicher einige Vorbilder eine Rolle. Vor allem unser Oberschullehrer in Döbeln für Kunstgeschichte, der aber Erdkunde, Mathematik, Optik, Farbenlehre (auf Goethes Spuren) genauso beherrschte. Und dann auch wieder mein Vater, der nach seinem erzwungenen Ausscheiden aus der EDEKA (da sie aufgelöst wurde) sich als ein öffentlich Interessierter sah, der seine Ideen und Beobachtungen zur gedeihlichen Gestaltung der Stadt und des Kreises in gelegentlichen Gesprächen dem Bürgermeister oder Vorsitzenden des Rates des Kreises, wie er dann hieß, vortragen wollte, so etwas wie ein Sozialflaneur von Döbeln.

Das war der Plan. Die Berufslenkungscommission entschied anders. Sie empfahl, erst einmal gesellschaftlich tätig zu werden, und so wurde ich dem Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft zugeteilt. Ein Jahr (1956/57) reiste ich durch die Republik, hielt landeskundlich-wirtschaftsgeographische Vorträge, z. B. »Rechts und links des Jenissej«, und riet den Kreisverbänden, wie man das am besten macht. Den Vorlauf, den ich hier hatte, verdankte ich auch meinem Vater, der parallel zu seiner Tätigkeit als Geschäftsführer der EDEKA Vorträge über

sowjetische Wirtschaftsgeographie hielt und, da er immer die USA als Vergleich heranzog und ein glänzender Erzähler war, eine zahlreiche Zuhörerschaft versammelte, zu der oft genug auch ich gehörte.

Nach einem Jahr holte mich Professor Bielfeldt an das Slawische Institut der Humboldt-Universität als Assistent. Mit dem Lernen war es wieder nichts. Ich mußte sehr bald Vorlesungen halten und Seminare geben. Immerhin wurde hier klar, was da zu arbeiten sein würde.

Der Mauerbau 1961 brachte nicht, was viele Intellektuelle erwartet hatten: eine Öffnung nach innen. Im Gegenteil. An der Universität nahm die bürokratische Kontrolle überhand, es ging so weit, daß im Herbst 1962 Rechenschaft über die Arbeitsstunden jedes Tages abgelegt werden sollte. Ich kündigte und begann eine freiberufliche Arbeit als Übersetzer. Ich hatte einen Vertrag zur Übersetzung von Ilja Ehrenburgs Memoiren, die eben in »Nowy Mir« erschienen. Buchausgabe des 1. und 2. Buchs 1961. Trotz der Angriffe, denen die Memoiren ausgesetzt waren, hatte man in der DDR noch die Hoffnung, sie deutsch herausbringen zu können. Doch es war die Zeit, als Kritiker Jermilow Alexander Solshenizyns »Iwan Denisso-witsch« Ilja Ehrenburg als Vorbild hinstellte (»Iswestija« 30. Januar 1963).

Die Hoffnung trog: Die Memoiren erschienen nicht und waren, als ich Ehrenburg kurz vor seinem Tod in Moskau besuchte, bei uns nicht auf dem Plan, obwohl inzwischen Alexander Kaempfers Übersetzung bei Kindler erschienen war. »Die DDR bleibt selbst hinter China zurück«, sagte Ehrenburg; dort waren sie gerade herausgekommen. Bei uns erschienen sie dann innerhalb der von Ralf Schröder betreuten Werkausgabe von Ehrenburg 1978. Aber das Honorar wurde gezahlt.

Dennoch war diese Übersetzung keine reine Brotarbeit, Ehrenburg war der erste,

Land, nach dem gefragt wird



Sarah Kirsch · **Schwingrasen**
Kurzprosa
92 Seiten, DM 19,80

Doris Runge · **wintergrün**
Gedichte
72 Seiten, DM 19,80

Ulrich Schacht · **Lanzen im Eis**
Gedichte
120 Seiten, DM 19,80

Marcel Reich-Ranicki
Ohne Rabatt
Über Literatur aus der DDR
288 Seiten, ca. DM 28,-

Fordern Sie unser
Gesamtverzeichnis an.

DVA

Deutsche Verlags-Anstalt
Neckarstraße 121, 7000 Stuttgart 1

der in »Menschen Jahre Leben« einen Zusammenhang zwischen all den vielen Schicksalen erzählte, auf die ich in Andeutungen bei meinen Recherchen zu den deutsch-russischen Beziehungen gestoßen war. Zweifellos sind es diese Erinnerungen gewesen mit ihren Schilderungen der Schauplätze des literarischen Lebens in Rußland – Moskau, Kiew, Koktebel –, die mir allmählich eine große Reise durch Rußland vorschweben ließen.

Ich war schon vorher in Moskau und Leningrad gewesen, 1958 zum Slawistenkongreß, als man noch per Zwischenlandung in Riga flog, 1961 zum Studienaufenthalt. Aber doch stellte ich mir etwas ganz anderes vor, eine literarische Reise in der Glut des Sommers. Es war damals noch selten, daß jemand allein bei uns einen so ausgreifenden Reiseplan entwickelte, und so machte es auf dem Reisebüro keine Schwierigkeiten, eine Route Berlin – Moskau – Kiew – Charkow – Tbilissi – Odessa – Simferopol / Jalta – Rostow am Don – Moskau – Berlin arrangieren zu lassen. 5 Wochen – 3000 Mark, wenn ich mich recht erinnere. Das Geld kam zum großen Teil aus dem Honorar für meine Anthologie der jüngsten russischen Poesie, die ich nach Bulat Okudshawas Lied »Mitternachtstrolleybus« nannte und bei mir hatte zum großen Staunen der Dichter, denn es gab dort nichts Vergleichbares, schon gar nicht mit so vielen Fotos der Dichter, die wir eigens hatten machen lassen.

Diese Reise war bestimmend für meine gesamte weitere Arbeit, nicht nur, daß ich »Dichters Lande« sah – Babels Odessa, Tabidses und Paolo Jaschwilis und damit Pasternaks Tbilissi, Woloschins Koktebel, das auch das Koktebel von Marina Zwetajewa und Sergej Efron ist, sondern ich traf Menschen, mit denen ich bis heute geistig verbunden bin. In Tbilissi traf ich Nodar Kakabadse, einen Verehrer Thomas Manns, ihm habe ich es zu ver-

danken, daß ich dann in Moskau Lew Kopelew kennenlernte. In Koktebel traf ich Professor Manuilow in Woloschins Haus neben Maria Stepanowna, Woloschins letzter Lebensgefährtin, und es war im Januar 1990, als wir in Rom waren, schon beinahe keine Überraschung, als sich herausstellte, daß Andrej Borissowitsch Schischkin, der unter der Leitung von Dmitri Wjatscheslawowitsch das Iwanow-Archiv betreut, ein Schüler Manuilows war, der seinerseits ein Schüler Wjatscheslaw Iwanows in Baku gewesen war.

Auf den Wanderungen und in den Gesprächen damals bin ich auf eine Reihe von Dingen gestoßen, ich will sie einmal als literarische Verkehrsformen bezeichnen, in denen sich für meine Begriffe eine entscheidende Qualität der russischen Kultur offenbart, etwas, was ich das Unverwirklichte, das Unverwirklichbare nennen würde, eine Kraft, die sich nicht in einem künstlerischen Werk äußert, wohl aber als ein ständig präsent geistiges Bezugsfeld, ja als ein Quell, zumindest als Refugium existiert und die der Verwüstung durch den Stalinismus widerstand.

Diese Orte des Unverwirklichten sind nicht annähernd angemessen beschrieben.

Etwa Koktebel. Hier entscheiden sich, hier kreuzen sich die Schicksale so vieler russischer Dichter, hier versammelt Maximilian Woloschin die Welt seiner Reisen in einer zum Teil selbstgezimmernten Häuslichkeit. Allein die Beschreibung dieser Häuslichkeit böte ein Bild von der Welteinheitssehnsucht der Russen.

Denkt man an Koktebel, denkt man auch an sein finnisches Gegenstück Kuokkala, die Petersburger Künstlerkolonie und ihr Konterfei in Kornej Tschukowskis Gästebuch, das nach dem Namen des Orts und des Hausherrn »Tschukokkala« heißt. Tschukowski hat eine kommentierte Auswahl noch selbst herausgegeben, 1979,

aber als ein geistiges Strahlungszentrum ist es nicht annähernd beschrieben.

Der Ort des Unverwirklichten ist keine Angelegenheit der Geographie. Ich will hier nur auf drei solcher geistigen Orte hinweisen, die – jeder auf seine Weise – Sammlung anstreben, nicht additiv, sondern ganzheitlich, auf eine Mitte hin.

Ich sehe solch einen Ort z. B. in Alexej Remisows »Obesjanye gramoty«, den »Affenurkunden«, mit denen russische Schriftsteller, Verleger, Philosophen, Maler und Musiker in den geistigen Orden der »Großen Freien Affenkammer« aufgenommen wurden. 1908 begründet, in Rußland gepflegt und in den kärglichen Wohnungen in Berlin und Paris ausgebaut, gehörten ihr wohl 100 Mitglieder an. Jeder erhielt eine Berufungsurkunde und einen besonderen Namen, Maxim Gorki war z. B. der »Stellvertreter des Ältesten in Deutschland und Affenritter mit dem Globus«, Remisow, der Cancellarius des Ordens, pflegte mit seinen Rittern einen witzigen, auch mystifikatorischen Briefwechsel. Das Affenmanifest, das Asyka I., der Oberste Herr der Freien Affen durch seinen Cancellarius 1922 zu Berlin-Charlottenburg in neuer Redaktion verkünden ließ, besteht aus einem Satz, der den geschwänzten und ungeschwänzten, den behaarten und nackten Untertanen die Entschlossenheit zur Selbsterkenntnis zur Pflicht macht, auf daß hier in den Wäldern und Wüsten kein Platz sei für die niederträchtige Heuchelei, daß Maß und Gewicht echt seien und man sie

nicht fälschen könne und Lüge Lüge bleibe und Heuchelei Heuchelei, worein immer sie sich hüllen mögen. Diese Urkunden sind heute über die ganze Welt verstreut. Es wäre eine bedeutende Aufgabe, sie zu sammeln. Dies die Affenkammer. Einen ähnlichen Ort bilden die sogenannten Alben von Alexej Krutschonjch. Neben seinen 240 berühmten »Produktionen«, Gedichten, Pamphleten, Pasquillen sammelte Krutschonjch ständig Kritiken über Schriftsteller und legte für jeden ein persönliches Album an, das er dann auch den Porträtierten zum Kommentieren vorlegte. Es gibt Dutzende solcher z. T. sehr dicker Alben, die er später auch verkaufte. Ich sah das des futuristischen Dichters und Regisseurs Igor Terentjew, des linken Gegenspielers von Wsewolod Meyerhold, bei den Angehörigen. Es ist die ausführlichste Dokumentation, die es überhaupt gibt.

Dritter Ort: der Briefwechsel zwischen Viktor Schklowski, Juri Tynjanow, Boris Eichenbaum und Roman Jakobson, der durch einige Veröffentlichungen schon bekannt wurde und jetzt wohl zur Edition freigegeben ist.

Eine russische Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts müßte für meine Begriffe versuchen, diese Quellorte, diese Bewahrungsorte des Unverwirklichbaren zu beschreiben, um so die Maßstäbe für das im einzelnen Werk je Verwirklichte zu gewinnen. »Russen in Berlin« sehe ich als einen Versuch in dieser Richtung.

Prenzlauer Berg, am 1. Juni 1990